



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Pariser Kunstausstellung von 1861 und die bildende Kunst des 19. Jahrhunderts in Frankreich. 3. : Die Stimmung. Die Sitten und die Bühne. Der Einfluß des Lebens auf die Kunst.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

stets die deutsche Flotte bleiben und wird, wenn sich Deutschland zu einer einheitlicheren Gestaltung durcharbeiten wird, den Kern einer größeren, ganz Deutschland angehörenden deutschen Flotte bilden.

Der deutsche Bund, welcher die zum großen Theil durch freiwillige Beiträge begründete deutsche Flotte auflöste, ohne daß die Regierungen, welche diesen Schritt betrieben, an deren Stelle eine andere setzten, hat gezeigt, daß ihm die Vertheidigung Deutschlands dann, wenn sie durch ein einheitliches der Particularsouveränität nicht dienstbares Mittel geschehen muß, gleichgültig ist. Preußen hat an die Stelle der aufgelösten Flotte eine neue gesetzt, welche schon jetzt um das Doppelte größer ist, als es die unter den Hammer gebrachte Flotte war. Indem die deutsche Nation, welche die Auflösung jener Flotte nicht hindern konnte, sich gegenwärtig nicht bloß mit ihren Wünschen, sondern auch thatächlich an der Herstellung einer neuen betheiliget, zeigt sie, daß sie dem Untergange, welchem der Mangel einer einheitlichen Verfassung sie entgegenführen müßte, noch nicht verfallen ist, daß vielmehr in ihr die sittlichen Kräfte, durch welche die Völker erhalten und zu Größe und Macht geführt werden, noch lebendig sind.

Die Pariser Kunstausstellung von 1861 und die bildende Kunst des 19. Jahrhunderts in Frankreich.

3.

Die Stimmung. Die Sitten und die Bühne. Der Einfluß des Lebens auf die Kunst.

Der Franzose verläugnet auch jetzt, da sich die Welthändel für ihn vielmehr erst recht zu verwickeln als zu schlichten scheinen, die Sorglosigkeit seines Charakters, die Unbekümmertheit seines Naturells nicht. Von jeher gewohnt, die Bedenken über das Morgen in den Wind zu schlagen und vom Tag auf den Tag zu leben, auch in eine mißliche Lage eher sich zu fügen, als über sie zu grübeln, läßt er sich die unheimlichen Neuerungen in der Architektur, wie in der Politik wenig anfechten. Dem Geschäftsmann mag freilich bei

der Unsicherheit aller Verhältnisse und der dunkeln, geheimnißvollen Leitung der Geschicke des Landes bisweilen angst und bang werden; er, der für die kommende Zeit lebt, kann nichts unternehmen, die Hände sind ihm gebunden, da er den unberechenbaren Fügungen einer unbestimmbaren Macht anheimgegeben ist. Indessen ist ein durchgreifender Wechsel der Dinge vorerst nicht abzusehen, und so muß auch er sich helfen, so gut es geht. Ganz wohl ist der Nation bei ihrer glänzenden Stellung ebenfalls nicht: sie fühlt sich in der Situation eines Mannes, der mit verbundenen Augen auf unbekanntem Wege von der festen Hand des Führers geleitet wird. Fast ganz kann sich jener auf diesen verlassen; aber wenn er selber den Weg suchen dürfte, seinen eignen Augen würde er doch mehr trauen.

Indessen paßt das Bild nicht ganz. Nicht bloß, daß sich das Volk widerstandslos der Leitung seines Führers überläßt: es gibt zugleich den ruhigen Zuschauer seines eignen Schicksals ab, es ist zugleich auf der Bühne und im Parterre, es sieht zu, wie es mehr gespielt wird, als selber spielt, bald von den eben vorübergegangenen Dingen lebhaft bewegt, bald die kommenden mit Spannung erwartend, fast wie wenn es von jenen nicht berührt würde, von diesen für sich nichts zu fürchten hätte. Es ist eine mißliche Sache um diese objective Betrachtung des eignen Schicksals; denn es ist so ziemlich der gerade Gegensatz zu dem Bewußtsein, seines Glückes eigener Schmied zu sein, und auf diesem Wege geht das Interesse an dem gemeinsamen öffentlichen Leben dem Einzelnen ganz verloren. Das Nationalgefühl beschränkt sich dann auf Aeußerlichkeiten, das Ganze fällt allmählig in spröde Atome auseinander, und das Individuum, nicht mehr gehoben durch die Verflechtung in ein mächtiges Gesammtleben, versinkt in ein zufälliges Treiben für sich, wie wenn die Angelegenheit des Landes nicht seine eigene wäre. Es fehlt mit einem Wort die innere Theilnahme an den öffentlichen Dingen und das Vertrauen auf die eigene Kraft; man fürchtet den Uebergang zu einer neuen Regierungsform, man hat zu dieser selber keinen rechten Trieb. Guizot bemerkt einmal, daß in Frankreich die Mittelklassen die Neigung haben, sich mit einer augenblicklichen Leidenschaft in Ummwälzungen einzulassen, daß sie aber nach dem ersten Schreck der Krisis der Politik überdrüssig werden, sich dann in das bürgerliche Leben zurückziehen und nichts weiter als Sicherheit ihrer Privatinteressen verlangen. Julian Schmidt (französische Literaturgeschichte) macht den richtigen Zusatz, daß dies nicht nur von den Mittelklassen, sondern vom französischen Volk überhaupt gelte. Nach einem fieberhaften Aufschwung, die Staatsgeschäfte selber in die Hand zu nehmen, wobei sie im Stande sind, Haus und Hof, Weib und Kind zu verlassen, fallen die Franzosen ebenso rasch in eine schlaffe Unselbständigkeit zurück, in der sie politisch der elastische Spielball einer kühnen Einzelkraft werden und alle ihre Selbstthätigkeit auf

die Privatexistenz werfen. Die Erinnerung an die wilde Einmischung der untersten Volksmasse und an die angestrengte Arbeit, die den Genuß der Selbstregierung überwiegt, benimmt ihnen für's Erste die Lust zu neuen Experimenten, und wenn nur die Staatsgewalt den nationalen Ruhm zu wahren, die nationalen Schwächen zu schonen weiß, so geben sie ihr und dem Himmel das innere und äußere Schicksal des Landes anheim.

Und im Stillen grollend und lauernd bessere Zeiten abzapfen, dazu fühlt sich die Nation zu aufgeklärt und lebelustig. Jede Klasse weiß mit ihren eignen Interessen die Lage besser und angenehmer auszufüllen und die lästige Empfindung des öffentlichen Drucks sich wegzulügen, indem sie die Dinge eben als unbekümmerter Zuschauer nimmt, wie sie sind. Keine will handeln, oder so paradox das klingt, sie wollen nicht wollen. Der Franzose ist von Haus aus wenig geeignet, in regelmäßiger Sorge den Antheil an den Staatsfachen mit seinen eignen Geschäften zu verbinden, vielmehr immer geneigt, alle Lasten und Mühen von seinen Schultern auf den breiten Rücken der Regierung abzuwälzen; nun, da diese klug und stark genug ist, sie ihm abzunehmen, sollte er Umstände machen? Keine Klasse strebt danach, als ein festes Ganze auf die Leitung der Dinge Einfluß zu gewinnen. Vielmehr geht jede darauf aus, die nächste über ihr zu werden; so verwischen sich die Unterschiede fortwährend, die verschiedenen Kreise wechseln, gehen ineinander über, es ist nirgends ein Halt, nirgends kann sich eine durchgreifende, durch ihre Unwandelbarkeit mächtige Gesinnung bilden; denn was dem Individuum von öffentlichem Interesse allenfalls noch bleibt, das nimmt in der neuen Sphäre eine andere Form, einen neuen Inhalt an. So empfindet weder der Einzelne noch diese, noch jene Klasse den Trieb, in das Staatswesen einzugreifen. Der Sturz des Kaiserreichs ist seit seinem Anfange alljährlich von verschiedenen Seiten mit unerschütterlicher Bestimmtheit prophezeit worden; es wird auch nun nicht fallen, obwol es die Sympathien des Bürgerthums verloren hat. Denn dieses, zu neuen Dingen immer verzagt, in der bedächtigen Sorge um seinen Besitz befangen, ist in politischer Hinsicht eine zusammengeschlossene, unternehmende Macht noch weniger als jede andere Klasse. Der Franzose, von Natur aus Epiküräer, hat diesmal das vom Stoiker, daß er sich gefügig in seine Lage schießt, auch wo sie ihm unbequem ist; er nimmt sie für die möglich beste, wenigstens für besser, als die ein Umschwung ihm bringen könnte.

Aber dies bloße Zusehen, dies leidende Verhalten hat für beide Theile, das Kaiserthum sowol als die Nation, seine Folgen. Es fehlt den Unternehmungen der Regierung mit der nationalen Theilnahme der frische, bewegte Zug des Lebens, die Sicherheit des natürlichen Entstehens; und bei aller Geschäftigkeit, bei allen den Anläufen zu neuen und großen Dingen ist im Leben

des Volkes, in der Entwicklung des Handels, der Industrie, der Bildung, fast aller allgemeinen Interessen eine Art von Stockung eingetreten, die auf die Regierung lähmend und hemmend zurückwirkt. Das Künstliche und Gemachte gibt auch den positiven Schöpfungen derselben einen nüchternen Anstrich, gemüthlich und heimlich wird's in der neuen Welt, bei dem fortwährenden Niederreißen und Aufbauen auch den Franzosen nicht. Das Gefühl, daß überall gewaltsam aufgeräumt, daß sein Haus wie seine Geschichte, ohne sein Zuthun von einer gewaltigen Hand nach ihrer Weise umgemodelt wird, wird immer mächtiger, entfremdet ihn dem Staatswesen immer mehr und beginnt eine Kluft zwischen ihm und diesem zu bilden. So verliert allmählig die Regierung gleichsam die Fühlung dessen, was dem Volke frommt, was es wünscht und braucht, da doch von Anfang gerade darin ihre Stärke bestand, daß sie sich in die Bedürfnisse und Neigungen desselben hineinzuleben mußte und so mit jedem Schritte in den Boden des Landes tiefer sich einstemmte. Je mehr sie das Volk zum leidenden Werkzeug herabsetzt, je weniger sie seine Wünsche mit ihren Zwecken in Einklang bringt, seine leise Stimme vernimmt, um so zweifelhafter wird die Festigkeit und Dauer ihrer Macht. Ihr großes Geschick war, die allgemeine Stimmung herauszufühlen und auszubeuten. Tödtet sie das öffentliche Interesse so ab, daß es sich zur bestimmten öffentlichen Meinung nicht mehr krystallisiren kann, so handelt sie ins Blaue hinein, macht den Boden unter ihren Füßen wankend und verliert den Halt, der das Land, sie und ihre Unternehmungen stützte. Eine Weile kann es so noch ganz vortrefflich fortgehen; aber wenn sie endlich auf diesem Wege das ihr durch die Umstände gesteckte Ziel überschreitet und den Instinct der Nation, der niemals ganz sich ausrotten läßt, verlegt: so wäre es doch noch möglich, daß sie ein gewaltsames Ende nähme.

Andererseits bleibt die Wirkung auf die sittlichen Zustände der Nation nicht aus. Der Franzose, der in seiner Zuschauerrolle die öffentlichen Dinge immer weniger als seine Sache empfindet, wirft alle seine Interessen auf eine andere Seite des Lebens, welche ihm die Regierung vollkommen freiläßt, der er sich von Natur aus zuneigt und für die er nun auch die freigewordene Zeit und Kraft anbietet. Fülle, Leichtigkeit und Bequemlichkeit des Lebens, eine Existenz, die in ihrer Art vollendet ist, weil alle äußern Mittel in der Weltstadt vollauf und auf der Stelle zur Hand sind, die volle, unverkümmerte Empfindung eines Daseins, in dem alle Bedürfnisse einer verfeinerten, sinnlich und geistig gleich ausgebildeten Epoche mühelos befriedigt werden, in dem diese Befriedigung eine Art von Cultus ist: das ist das Ziel, das er unverrückt im Auge behält, das zu erreichen er unermüdet ist, das erreicht zu haben sein Glück ausmacht. Also Erwerb und Genuß: das sind die Pole, um die sich das Treiben aller Klassen dreht, welche die Sitten bestimmen,

dem allgemeinen Leben den Charakter geben und auch auf die Kunst nicht ohne Einfluß geblieben sind.

Und wahrlich, auch in diesen Dingen hat es die Zeit des Kaiserreichs in ihrem Verlaufe recht weit gebracht. Wer vor zehn Jahren Paris gesehen und in verschiedenen Kreisen der wohlhabenden, sogenannten gebildeten Klasse sich umgetrieben hat, der findet nun andere Menschen, andere Sitten. Im Durchschnitt hat sich die Lebensweise jeder Klasse mindestens um einen Grad verfeinert, d. h. jede hat sich die Formen, Genüsse und Gewohnheiten der nächst höheren angeeignet. Wer im Lauf des Jahrzehnts das Treiben hin und wieder aus der Nähe beobachtete, konnte das allmälige Emporklettern der verschiedenen Schichten wol verfolgen; wer diesen Faden der Vermittlung nicht hat, den muß der Wechsel der Dinge wie ein jäher Sprung überraschen.

Der eigentliche Umschwung in der ganzen Lebensweise trat am deutlichsten in dem ersten Jahr des Kaiserthums hervor. Auf die ungewissen Jahre der Erschlaffung, in denen die Bewegung des Jahres Achtundvierzig ausklang und an die Stelle verwirrter Bestrebungen nur allmählig feste Staatsformen traten, folgte endlich die Ruhe eines geordneten Zustandes. Dem Volke war die Last der Selbstregierung von den ungewohnten Schultern genommen, denn die neue Kraft schien der Schwere des Amtes gewachsen, man schöpfte Athem und sah wieder mit frischem Muth in's Leben. Die Nation hatte empfunden, daß sie unter jener Last zusammenbrechen würde, und die Unsicherheit, mit der sie dieselbe trug, das Gefühl das Ohnmacht hatte ihr, dem lebenslustigen Volke, die Freude am gewohnten Schaffen und Treiben, am Erwerben und Genießen fast benommen. Nun aber brach ein neuer Tag an. Von den unbequemen Sorgen befreit, fühlte man sich unter einem Regiment, das den Privaten jeder Theilnahme an den Angelegenheiten des Staates enthob, um so mehr aufgelegt, sich für die jahrelangen Entbehrungen zu entschädigen, als die feste leitende Hand sich gleich fähig zur Behauptung der äußern Macht als zur strengen Handhabung der innern Ordnung zeigte. Frankreich hatte wieder ein Oberhaupt, das alle Geschäfte, Lasten und Pflichten auf sich nahm, und nun machte sich Jeder emsig daran, seine Privatinteressen vorwärts zu bringen. Die Schläge des Jahres Achtundvierzig hatten mehr als ein Vermögen zu Grunde gerichtet; nun sollte zugleich mit der staatlichen Reaction auch in Gelddingen ein Rückschlag, und zwar ein glücklicher erfolgen. Alle Stände legten sich auf den raschen und leichten Erwerb, Alles drängte sich zuversichtlich auf den Markt des Verkehrs — nur einige Legitimisten blieben mit dem sicheren Reichthum von Jahrhunderten in ihrem Schmolzwinkel — und Alles gewann, große Vermögen schossen wie Pilze aus der Erde auf und machten nicht einige, sondern in ihrem raslosen Flusse durch alle Klassen viele Reiche; ein grenzenloser Credit ersetzte die

fliegende Münze, und auch der Arbeiter sah goldene Tage wieder; denn der rasche Gewinn wurde sofort in Waare und Leben umgesetzt und die Zeit des Niederreißen und Bauens begann. Wie unter Ludwig dem Funfzehnten gab in allen Dingen die Aristokratie des Geldes wieder den Ton an, nur daß sie diesmal nicht aus Einigen, sondern aus Vielen bestand und daß der über Nacht erworbenen Reichthümer Niemand ein Arg hatte. Fast schien es, als hätte man die Schätze der Märchenwelt wiedergefunden; denn Unglückliche, Verlierende, Ruinirte waren nirgends zu sehen. Die wenigen Pessimisten, welche auf den Fall der neuen Herrschaft rechneten und dabei selber zu Grunde gingen, waren nicht zu zählen. Das Wunder erklärt sich vielleicht, wenn man den neuen Aufschwung als die Rückseite der Verluste von Achtundvierzig betrachtet und als das Ergebnis einer schwindelhaften Ausbreitung des Credits und des bloßen Geldgeschäfts, dessen Lug und Trug der Proceß Mires soeben aufgedeckt hat.

Auf die Prunk- und Genußsucht, die seitdem die verschiedenen Klassen des französischen Volkes, ärger als je, wie ein Taumel ergriffen hat, näher einzugehen, ist überflüssig; fast jeder Deutsche hat einen neugierigen Blick in dies Leben gethan, das den gemüthlichen und denkenden Menschen in ihm wol abstößt, aber doch durch seinen leichten, heitern, spielenden Fluß und die Vollendung, die es in seiner Art erreicht hat, einen gewissen Reiz ausübt. Das eben ist die gefährliche Seite dieses Treibens: der französische Geist hat ihm die ganze Anmuth und Gefälligkeit seines Wesens aufgedrückt, Luxus und Genuß erscheinen nicht als Zweck, sondern als Mittel eines behaglichen, durch die feine liebenswürdige Sitte des gesellschaftlichen Verkehrs und eine gewisse künstlerische Bildung gehobenen Lebens. Die vorgeschrittene Gesittung bringt nun einmal eine gewisse Fülle und Bequemlichkeit der äußern Existenz mit sich, auch den Mittelklassen sind und sollen die Mittel eines gemächlichen Lebens vollständig und leicht zur Hand sein, der Aufschwung von Handel und Industrie, die Verbreitung der materiellen Güter gehen ja mit darauf aus. Andererseits soll der junge Mann in der sogenannten Welt sich umtreiben und abschleifen, in ihr die dunkeln Triebe und Leidenschaften seiner Natur loswerden, nicht sich bezwingen, sondern austoben. Wie soll da die schmale Grenze zwischen dem Genug und Zuviel eingehalten werden, wenn der Erwerb zum Spiel in jedem Sinne, wie dieses leicht und zufällig geworden, wenn Pracht und Luxus fertig vor der Thüre stehen und nur auf das „Herein“ warten, wenn der Genuß in reizender, geistreicher Form ungesucht und ungezwungen sich darbietet? Dazu tritt die Verfeinerung anspruchlos, unbefangen, mit einer gewissen Einfachheit und Freiheit auf. Wir in Deutschland haben leicht reden und die Philosophen spielen; wir haben es in der Behaglichkeit und Anmuth des sinnlichen Lebens noch nicht gar weit gebracht,

der Genuß ist für uns noch immer der Cavalier mit dem Pferdefuß und wir das Gretchen, das vor dem Menschen „ein heimlich Grauen hat“, denn er hat noch immer ein mehr oder minder „widrig Gesicht.“ Glücklicherweise ist es überhaupt unsere Sache nicht, der Ausschweifung durch das Spiel des Wizes und die feine Hülle des guten Tons eine gefällige Erscheinung zu geben, die Sitte, auch die Unsitte in das Reich der Kunst zu erheben und durch eine weiche, vollendete Bequemlichkeit den Ernst des Lebens abzustumpfen. Ein bißchen mehr Manier und Leichtigkeit im Verkehr, etwas weniger Schwerfälligkeit im äußern Dasein würde uns freilich auch nicht schaden. Aber wir gerathen nicht einmal in Versuchung. Uns den Prunk und die Genüsse, die dem Franzosen von selbst in's Haus fallen, zu verschaffen, bedürfte es einer förmlichen Anstrengung; damit würde das Mittel zum ausdrücklichen Zweck und der eigentliche Reiz von der Sache ginge verloren.

Was der verfeinerten Lebensweise in Frankreich eine bedenkliche Ausdehnung gibt, ist eben die leise, leichte Art, mit der sie sich spielend, anziehend, entgegenkommend nach allen Seiten unmerklich ausbreitet; sie legt sich wie ein feines Gewand auf Sinn und Geist, und während sie dem Körper sich anschmiegt, modelt sie ihn allmählig nach ihrem Schnitt. Die Franzosen wissen Allem, auch dem Laster eine zierliche, ansprechende Form zu geben. Es fällt Einem nicht ein, hinter den lächelnden Zügen den Schelm zu suchen, und indem das ganze Leben durch alle seine Kreise hindurch in derselben heitern spielenden Weise sich ausdrückt, treibt die Nation sich selber wie im Wirbel über die Grenze des Erlaubten hinaus. Dazu kommt der fest ausgeprägte, durchweg gleichmäßige Ton des gesellschaftlichen Umgangs, der in seiner Art vortrefflich ist: spielend, witzig, geistreich, immer urban schleift er den Menschen die verlegenden Ecken ab, nimmt den Dingen ihren unbequemen Ernst. Man mag immerhin das heutige Frankreich mit dem kaiserlichen Rom vergleichen; aber seine Ausschweifungen haben nichts von der brutalen und mürrißchen Art, welche die Lasterhaftigkeit der römischen Großen, eines Tigellinus und Consorten auszeichnet. Die scharfe Geißel eine Juvenal fände hier keinen Stoff, den sie treffen könnte, an dem glatten Körper würden die Stiebe wirkungslos abgleiten.

Auch wäre die Sache nicht so schlimm; denn noch immer ist die Reinheit des Familienlebens im Ganzen unangetastet, tüchtige Frauen und Mütter bilden sich wie bisher in der Stille des häuslichen Kreises, die Männer retten sich nach einer wild durchschwärmten Jugend meistens in den sichern Hafen des Amtes oder Geschäfts und widerstehen nun um so leichter den verlockenden Gefahren des draußen tobenden Treibens. Den geordneten Verhältnissen gibt dann die geräuschlose Behaglichkeit der Existenz, die verfeinerte Besittung nur um so größeren Reiz. Dabei braucht das Gemüth nicht mit sich in

Zwiespalt zu gerathen, braucht nicht entrüstet mit der schlimmen Welt zu brechen; denn die gute Form und manierliche Erscheinung bilden zwischen beiden eine Art versöhnender Vermittlung. Der innere Bruch und die Blasirtheit spielen bei uns vielleicht eine größere Rolle als in Frankreich, weil hier das äußere Treiben nicht in grellen Contrast mit Geist und Charakter geräth und daher nicht mit erschütternder Gründlichkeit in einen innern Proceß umgesetzt wird. — Auch haben die bedenklichen Welthändel den Taumel des Börsenspiels wieder etwas gedämpft, man beginnt mehr einem langsamen, aber steten und sichern Erwerb nachzugehen und in Folge dessen den zügellosen Leichtsinns des Verbrauchs zu mäßigen. Aber das Ueble ist, daß sich die Sphäre des erschwindelten Luxus und der demi-monde als eine feste, dauernde Welt in das Gesamtleben der Nation eingeklebt hat und als ein zweites, durch die Gewohnheit berechtigtes Reich neben dem der wirklichen Sitte ungestört einhergeht.

Die Folgen dieses Mißverhältnisses bleiben nicht aus. Indem nun die Leidenschaften, Conflict des Herzens, Lebenslust und Uebermuth fast ausschließlich in jener abenteuerlichen Welt spielen, wird das Leben der Arbeit und der Familie zur Prosa einer nüchternen, im einförmigen Fluß hinschleichenden Pflichtexistenz. Tiefe Empfindungen, innerliche Kämpfe, alle die Stimmungen eines erregten Gemüthes, welche das Individuum läutern und dem Dasein den Reiz der Bewegung geben, erfüllen und bilden nicht mehr das sittliche Leben; und da es in der anderen Sphäre, auf der Börse und in der demi-monde, einen ernstlichen Kampf von Pflicht und Neigung, ein packendes Gefühl überhaupt nicht gibt, so ist es im Grunde mit dem ganzen Treiben und Drängen der aufgewühlten Seele so ziemlich vorbei. Damit aber fehlt die Bildung des Herzens und die Entwicklung des Charakters; all der Reiz innerlicher Beziehungen, begeisterter Ausbrüche, aufrüttelnder, ergreifender Verhältnisse, das Wogen und Fluthen des Gemüthes, das wol den Sand aufwirbelt, aber auch die Edelsteine an die Oberfläche bringt. Dagegen bildet sich in jener leichtfertigen Welt für diesen Mangel ein eigenthümlicher Ersatz: die fieberhafte Steigerung des Genußlebens und die Ausgelassenheit der durch kein Band gehaltenen Sitte bringen in Verbindung mit dem verschwenderischen Aufwand Scenen und Verhältnisse von der abenteuerlichsten Art hervor. Indem sich nun in diese der esprit mit allem seinem Witz und seiner Laune kopfüber stürzt und ein Nest von Herzenswärme mit der Kälte der Verfeinerung den Kampf aufnimmt, kommt in jene Vorfälle ein Reiz und Schimmer von innerem Leben, die Würze des Contrastes von reinem Gefühl und Ausschweifung. Es ist ein tolles Spiel von Jubel, bei dem Keinem ganz wohl wird, und von Verzweiflung, die über sich selber lacht, ein Sich-Verwickeln und Entwirren von seltsamen Beziehungen, widerstreitenden Leiden-

schaften, dabei immer der blinde und überraschende Lauf des Glücksrades: ein Treiben, immer neu, wechselnd, unberechenbar, aber immer in dem schillernden, lustigen Gewande einer geistreichen Lebenskunst.

So steht der gleichförmigen Regel des Sittlichen diese Welt mit dem Zauber des Ungewöhnlichen in einem fast poetischen Lichte gegenüber. Sie natürlich drängt sich auf den öffentlichen Markt, denn sie wäre nur halb, wenn sie nicht alle Blicke auf sich zöge, während das stille einfache Glück des moralischen Lebens im Verborgenen bleibt. Der Franzose aber, von Natur aus ebenso eifriger Zuschauer als Schauspieler, weidet sein Auge an dem interessanten, bunten, glitzernden Spiel und kann sich selbst dann, wenn er es innerlich verwirft, der reizenden Erscheinung nicht entziehen. So werden die sittlichen Begriffe lax, die Anschauungsweise getrübt, die Phantasie überreizt.

Natürlich läßt die Regierung, so viel nur immer möglich, dem Luxus und der Ausschweifung freie Hand. Es liegt in ihrem Interesse, die Aufmerksamkeit von den öffentlichen Dingen und die unerfüllte Begierde nach pikanten Vorfällen auf ein ihr unschädliches Gebiet abzulenken. Selbst dem Wort und dem Witz, der sie selber trifft, läßt sie freien Lauf; was man in Deutschland von dortigem Spionirwesen erzählt, ist reine Fabel. Die Regierung weiß, daß in Frankreich das gesprochene Wort ungefährlich ist, denn die Freude an der pointirten Wendung nimmt dem Inhalte seine Bedeutung; sie fürchtet nur das gedruckte Wort, weil es systematisch ist und dauert. Auch die schweren Verwicklungen nach Außen kümmern den Franzosen wenig, so lange sie nicht in das tägliche Leben, die ganze Form der Existenz gründlich einschneiden. Ein kleines Lustspiel, das in der letzten Zeit Glück am Theater Gymnase gemacht hat, hat diese Stimmung gut getroffen. Es heißt *les trembleurs*; schon der Titel ist bezeichnend. Vor neuen Kriegen fürchtet sich die Nation, weil es doch endlich mit dem Sauf und Brauf ein Ende nehmen könnte. So hat denn auch die Angst vor dem Rheinkrieg in die Familie eines reichen Mannes eine bedenkliche Mißstimmung gebracht. Frau und Tochter wollen in der gewohnten Fülle und Behaglichkeit fortleben, der Mann spricht von Einschränkungen, selbst die Hochzeit soll verschoben werden. Er will sich nur mit Politik beschäftigen und läßt ganze Körbe von Broschüren anfahren. Nach verschiedenen Hin- und Gegenzügen entscheidet endlich der Liebhaber durch eine von ihm selbst verfaßte Broschüre das Spiel, welche die französische Nation rühmend charakterisirt: der Franzose verstehe es, im Augenblicke der Gefahr alle seine Privatinteressen aufzugeben und sich mit ganzer aufopfernder Kraft und Macht entscheidend in den Kampf zu werfen; weshalb daher die unnütze Sorge vor noch ungewissen Dingen? Er fürchte sich und habe doch das sichere Bewußtsein, der Gefahr gewachsen zu sein; das gerade zeichne ihn aus, daß er heiter das Leben genieße bis zum schweren Augenblicke, so soll er denn

auch jetzt die Furcht überwinden und seine Freuden sich nicht trüben lassen. Der Vater, in dem stolzen Vorgefühl, selber zu Kampf und Sieg mitgewirkt zu haben, läßt sich überzeugen: der Tag zur Hochzeit wird angesetzt und es geht Alles herrlich, wie vorher. Das „*Fabula docet*“ könnte doch auch einmal ein anderes Ergebnis haben, besonders wenn die Sorglosigkeit um die öffentlichen Dinge auch weiterhin gleichen Schritt mit der Genusssucht hält.

Nun zeigt sich auch die nachtheilige Seite der in allen Klassen gleichmäßigen festen Sitte, der durchgängigen Lebensformen. Man forscht nicht nach dem innern Werth der Personen und Zustände, man findet es kaum billig, sich um das zu kümmern, was sie nicht vor der Welt ausframen, und nimmt sie einfach so wie sie sich geben. Die Allen geläufige Form bildet, wie wir gesehen, selbst zwischen entgegengesetzten Kreisen die Vermittlung; aber indem sie für das Gute wie das Schlimme den gleich gefälligen Model angibt, verweisen sich die Unterschiede. Sie ist dem Franzosen durchaus natürlich, daher lebendig, aber sie ist dennoch eine Maske; denn sie paßt sich den Gestalten und Situationen nicht an, sie ist immer und überall dieselbe. Dinge und Verhältnisse, die, offen und rund ausgesprochen, selbst eine bequeme Sittlichkeit empören würden, werden lächelnd mit zugedrückttem Auge hingenommen, weil sie im Salonkleid gewandt sich bewegen. So hängen denn auch die soliden Kreise mit den zweideutigen, sei es an einem noch so dünnen Faden zusammen: sie haben eine geheime Freude darüber, daß ihnen ein Blick in diese abenteuerliche Welt erlaubt ist und manche schöne, aber gelangweilte Seele mag mit einem stillen Seufzer sich sagen, daß dort die eigentliche Würze des Lebens sei, denn sie weiß ja nicht, wie hohl und faul es hinter der Lust und dem Flitter aussieht.

Und das ist ein weiteres Uebel: die Lüge macht sich breit, wird zur Gewohnheit, man öffnet ihr die Thüre, weil sie ein artig Gesicht macht. Das ganze Treiben der Cirkel, welche auf die allgemeine Lebensweise einen bestimmenden Einfluß üben, ist auf den Schein angelegt; nirgends gilt so unbedingt der bedenkliche Satz, daß der Mann so viel und so wenig ist, als er scheint. Nicht nur entbehren Erwerb und Geschäft einer soliden Basis, eines tüchtigen Inhalts; selbst Genuß und Ausschweifung, die ganze weltmännische Existenz beruhen ebensosehr auf der Begierde, sich hervorzuthun und sich mit dem geräuschvollen Apparat des Luxus und einer liebenswürdigen Niederlichkeit zu umgeben, als auf sinnlicher Leidenschaft. Der Name *demi-monde* ist ganz bezeichnend: es ist eine Welt in bodenloser Schwebe, Männer und Frauen bald oben, bald unten am Rade des Glücks, ohne Geburts- und Heimathschein, ohne Stand und ohne Familie, Lüge durch und durch, denn sie besteht eigentlich darin, daß sie sich zu dem machen will, was sie nicht ist und selbst dann nicht wird, wenn sie sich scheinbar dazu gemacht hat. Gelingt es einmal einer

Courtisane als berechtigtes Mitglied in die anständige Welt aufgenommen zu werden, so spielt sie ihre Rolle nicht lange, sie sehnt sich zu dem dämonischen Wechsel ihres wilden, lustigen Lebens zurück: ein neueres Stück, le mariage d'Olympe, hat diese Widersprüche der Lüge ganz richtig geschildert. Ganz ebenso ist es mit dem Abenteuerer, dem Sprößling der Geldspeculation. Und eben weil diese ganze Klasse krampfhaft sich abmüht, aus ihrer Sphäre in eine andere sich hinaufzuschwindeln, da doch nur in ihrem Treiben der Reiz ihrer Existenz besteht, wird selbst die geistreiche Fröhlichkeit, die Ausgelassenheit der Lust zum falschen Schein, hinter dem sich eine nagende Unruhe verbirgt. So schneidet das ganze Leben eine Frage. Es ist bezeichnend, daß von dieser Menschengattung die ganze Welt das Gesetz der Mode empfängt, einer Mode, die vor Allem darin besteht, dem Körper eine prächtige Fülle anzulügen. Beiläufig bemerkt, geht gerade in neuester Zeit ein unerhörter Prunk mit dem geschmacklosesten Schnitte Hand in Hand, da es vor Allem darauf ankommt, die kostbaren Stoffe in Masse möglichst zweckwidrig anzuhängen und nachzuschleifen. Nur wissen auch hier die Franzosen durch die feine Zusammenstimmung die Farben ihren Sinn für gefällige Erscheinung zu bewahren. — Mit dem geheimen Interesse für das Treiben jener Klassen hat sich auch die Nachsichtigkeit gegen die Lüge eingeschlichen, der Sinn für das Wahre und Einfache nicht nur im Leben, sondern auch in der Phantasie und Empfindung abgestumpft.

Die Folgen dieses Verhältnisses und der Lebensweise überhaupt liegen auf der Hand. So lange man noch für die Entwicklung der öffentlichen Dinge zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, war doch wenigstens noch ein Interesse lebendig, das die alltägliche Wirklichkeit überstieg. Seit aber auch diese Frage ein für allemal abgethan ist, ist die Gleichgültigkeit für alle idealen Dinge und allgemein menschliche Verhältnisse vollkommen und durchgängig. Die verfeinerte Cultur dient nur Privatzielen, die Ausbildung der äußern Existenz nimmt alle Kräfte und Mittel in Anspruch und für den Mangel jedes höhern Strebens, jedes begeisterten Aufschwungs entschädigt keine Wärme und Fülle des Herzens, keine Innigkeit sittlicher Beziehungen.

Es ist natürlich, daß dem fest ausgeprägten Charakter dieses Lebens auch die Kunst unterliegt; und es begreift sich leicht, daß insbesondere die dramatische Dichtung, seit das gegenwärtige Geschlecht von der idealen Welt und den allgemeinen Interessen gleichgültig sich abgewendet hat, dem Geschmack sich anpaßt und die Wirklichkeit sich zum Vorwurf nimmt.

Wie die französische Poesie dieses Jahrhunderts allmählig dazu kam, das conventionelle Drama und die classische Richtung zu verlassen, zunächst die Darstellung allgemein-menschlicher Zustände und geschichtlicher Ereignisse zu versuchen, dann in der Romantik einerseits der realistischen Wahrheit des De-

tails und der Erscheinung, andererseits dem abenteuerlichen Zuge einer der Realität entgegengesetzten Phantasie nachzugehen, um endlich in neuester Zeit bei dem Bilde des gegenwärtigen Lebens zu verweilen: dies zu untersuchen ist hier nicht der Ort. In der Kunst unseres Zeitalters spielt überhaupt der Realismus eine große Rolle; die Geschichte der französischen Malerei wird die Gelegenheit bieten, ausführlich auf dieses Stylprincip zurückzukommen. Hier nur so viel: wirklich berechtigtes Princip kann derselbe nur in der Bedeutung sein, daß er ideale Stoffe in der Frische und Fülle des unmittelbaren Lebens zur wirksamen, charakteristischen Erscheinung bringt und daß er wirkliche Stoffe zwar in ihrer Naturwahrheit schildert, aber so schildert, daß ihr idealer Gehalt zu Tage kommt oder die Wirklichkeit in die Idealität der Form sich aufhebt. Auf die Darstellung idealer Stoffe hat die moderne französische Poesie im Ganzen verzichtet; sie hält sich fast ausschließlich an das wirkliche Leben, das so ziemlich aller Ideale baar ist. Sie geht darin mit dem Geschmaç der Nation überhaupt Hand in Hand. Es ist oben bemerkt, wie sich nur noch in der abenteuerlichen Welt des Geldes und der demi-monde, das moderne Leben zu interessanten Verwicklungen und überraschenden Wendungen zuspizte und wie der Reiz dieses Schauspiels alle Schichten der Gesellschaft anzog. Es ist begreiflich, daß der Dichter vor Allem nach solchen Stoffen langt und insbesondere ist es bei dem angeborenen Hang und Talent des Franzosen für das Theater die Bühne, welche dieselben zur Darstellung bringt.

Daß sich aus diesen Stoffen ein idealer Gehalt einfach deshalb nicht herausstellen läßt, weil sie keinen haben, versteht sich von selbst; die gewöhnliche Schlußmoral, daß das stille bescheidene Glück der Pflichterfüllung und des Familienlebens, die beschränkte Zufriedenheit des honnetten Mannes den Taumel jener Welt überdauere, kann dafür keinen Ersatz bieten. Tiefe, ernste Conflicte zwischen dieser und der sittlichen Welt sind nicht denkbar; denn der Kampf ist einseitig, die Waffen ungleich, die eine kann nur gewinnen, die andere nur verlieren, die Sittlichkeit geht eher in der bedenklichen Umgebung unter als diese zu ihr über, und so läßt sich auch von dieser Seite der Sache kein edles Interesse abgewinnen. Ebenso wenig geht dieselbe in die komische Auflösung ein: es sind feste, in dem gesellschaftlichen Boden eingewurzelte Verhältnisse, die der Dichter schildert, sie haben in das Leben tief eingeschnitten, ihm ihre Form aufgedrückt; sie lassen sich durch die Aufdeckung ihres Widerspruchs nicht mehr weglachen, und es fehlt dem Gegengliede, der ehrlichen Welt, an der sie zerschellen sollen, die gehörige Härte und Widerstandskraft. Die stoffliche Schwere läßt die reine Zugluft des Humors nicht herein. So ist bei allen diesen dramatischen Versuchen von wirklicher Kunst in keinem Sinn die Rede; auch wird dies, daß die Kreise der Börse und der demi-monde sich

in die verklärende Hülle einer idealen, künstlerischen Form kleiden, wol Niemand erwarten.

Das Vorbild für die eine Richtung dieser Literatur ist der kleine Roman: „die Geschichte des Chevalier des Grieux und der Manon Lescaut“, vom Abbé Prevost (vom J. 1743), dem sein von Leidenschaften und seltsamen Schicksalen bewegtes Leben den Stoff gab. Es ist wahr, daß in seiner einfachen Schilderung der hinreißenden Macht der Liebe, die das Ehrgefühl des Edelmannes überwindet, und andererseits des verführerischen Reizes, der im Genusse liegt und die Liebe wieder aus dem Felde schlägt, eine ergreifende Wahrheit ist. Aber jetzt haben sich die Verhältnisse geändert und die Empfindungen. Derartige freie Ehen sind zum leichtfertigen Spiel geworden; Keinem fällt es ein, die ganze Innigkeit seiner Gefühle hineinzulegen, selbst wenn er sie noch hätte, nicht nach und nach in kleiner Schridemünze ausgegeben hätte, und wer ein frisches Herz hinzubringt, geräth in Zwiespalt nur so lange er betrogen ist und um den Betrug nicht weiß. Das wußte der Dichter wol; in dem Lustspiel, das der Klasse ihren Namen gab, le demi-monde, verharret der Liebhaber in seiner hartnäckigen Leidenschaft genau bis zu dem Augenblicke da die gewandte Betrügerin endlich auch vor seinen Augen entlarvt ist. Andererseits hat man es der Uebung in derlei Dingen zu verdanken, daß man die grob eingreifende Hand des Gesetzes zu umgehen weiß, und so hat es auch mit den ergreifenden Collisionen zwischen Ehre und Neigung, geheimer Lust und öffentlicher Schmach ein Ende.

Man kennt die Stücke, die seit dem Beginn des Kaiserreichs bald in komischer, bald in rührender Form, wie es heißt, zur Ehrenrettung der Sittlichkeit die zweideutige Welt zur Darstellung bringen. Indessen, wie auch die Moral lauten mag, der Zuschauer weidet sich an dem unheimlichen Reiz, dem wechselvollen Spiel, der Pracht, und dem liebenswürdigen Uebermuth dieses Lebens. Dazu kommt, daß er die sonst so eingeengte, gezwängte Individualität hier in völliger Ungebundenheit von Gesetz und Sitte losgelassen sieht. Zu allen Zeiten schlug es in des dramatischen Dichters Amt, die Sitten seines Jahrhunderts zu schildern; aber er hatte zu zeigen, zu welcher eigenthümlichen Gestalt und Färbung sich in dieser Form die allgemein-menschlichen Verhältnisse und Empfindungen verdichteten, niemals durften jene die letzteren bis zur Unkenntlichkeit zersetzen und zerstören, soweit durfte, falls dem so war, die Bühne der Wirklichkeit nicht folgen. Dagegen scheint sich der französische Poet zum Grundsatz gemacht zu haben, die Verzerrung und Verwirrung der modernen Pariser Zustände, die jeder wahren Empfindung offen in's Gesicht schlägt, gerade in ihrem sinnlosen Durcheinander zu schildern und der ungelenten Einfalt einer hinterherhinkenden Sittlichkeit gegenüberzustellen.

Neben der demi-monde sind in neuester Zeit die Launen und Ränke des

Börsenspiels in das Reich der Poesie erhoben worden. Die Gesellschaft, welche, durchgerüttelt durch die tollkühnen Unternehmungen und überraschenden Zufälle auf dem Gebiete der Speculation, von der Macht des Geldes eine neue Anschauungs- und Lebensweise empfangen hat, schien den Dichtern ein packender Stoff; ja, selbst denjenigen, welche im Rückschlage gegen die Romantik das abgelebte Pathos des classischen Drama's aufzufrischen versucht hatten, wie Ponsard, erschien sie interessanter (und zugleich bequemer), als die ideale Vergangenheit. Mit der Stimme des poetischen und sittlichen Gewissens wußte man sich leicht abzufinden: man gab dem neuen Drama einen halbwegs satyrischen Anstrich, obwol man „ein pathetisches Gemüth, welches vom Ideale lebhaft durchdrungen ist“ nicht aufweisen konnte und der argen Welt weder einen tragischen noch komischen Untergang bereitete. Man entschädigte, wie hergebracht, die Tugend für ihre Entbehrungen mit der Phrase der inneren Zufriedenheit und ließ jene — die schlimme Welt, — nachdem das Publicum ihrem glücklichen Laufe fünf Acte hindurch mit der größten Spannung, ja mit einer heimlichen Befriedigung gefolgt war, endlich im letzten Momente die Segel einziehen. Aber selbst diesen moralischen Nothbehelf hat man in neuester Zeit dreingeben. Man läßt die Kluft zwischen der ehrlichen und der zweideutigen Welt einfach bestehen, geht stillschweigend an ihr vorüber und concentrirt alles Interesse nur auf die letztere, ihre Intriguen und Wechselfälle: man gibt — im guten Falle — ein treffendes, zugleich aufregendes Bild der Wirklichkeit und überläßt es dem Zuschauer, je nach seiner Natur für oder gegen dieselbe Partei zu nehmen. —

Ein fünfactiges Lustspiel von E. Augier, *les effrontés*, das neuerdings am Théâtre français Glück gemacht hat, bezeichnet diese neue Wendung. Der Dichter, der früher antike Sitten und Personen in dem Gewand der Komödie dem überreizten Geschmack des Publicums geboten hatte, mag doch gefunden haben, daß dieses zwecklose der Wirklichkeit geradezu entgegengesetzte Spiel der Phantasie zu wenig an der Erde haften und wandte sich zu dieser zurück; wie natürlich folgt, wo die feste Mitte der sittlichen Lebensmächte fehlt, ein Extrem auf's andere. In dem Stücke steht dem Speculanten, der seinen Weg antritt, der gemachte Mann gegenüber; der Neuling strauchelt, beginnt zu verzagen und alle Welt, dieser voran, dreht ihm den Rücken. Aber ein Abkömmling der guten edelmännischen Race, der wie ein Gott über dem Ganzen schwebt und seine Freude daran hat, die neu sich hervordrängende Welt in sich selber zu verstricken, richtet den Gefallenen auf und entdeckt ihm das richtige Mittel vorwärts zu kommen: rücksichtslose Dreistigkeit, die sich durch nichts verblüffen läßt. Das Mittel hilft. Der Mann wird Eigenthümer eines Journals, beeinflusst mit der Beihülfe einer ebenso gewandten als gemeinen Journalistenseele die öffentliche Meinung und macht sich mit Zei-

tungslügen ein Vermögen. Die sich zuerst von ihm abgewendet, drücken ihm nun um die Wette die Hand, keine Thüre bleibt ihm verschlossen, und der Banquier ist bereit, ihm seine Tochter zu geben. Soweit geht Alles vortreflich. Aber der Speculant vergreift sich in einem Artikel an der Frau jenes Edelmanns — die, von ihm getrennt, mit einem honnetten Schriftsteller ein demi-monde-Leben führt — weil sie seine Pläne kreuzt und dieser nicht länger Mitarbeiter des Journals sein will. Die Dame nimmt den Handschuh auf, trifft ihrerseits den Angreifer öffentlich mit vernichtendem Spott, der gerührte Marquis tritt für sie ein und der Geldmann ist auf's Neue von der Gesellschaft verachtet. Indessen er kennt sein Handwerk und läßt sich nicht mehr einschüchtern. Die Sache dreht sich wieder zu seinem Vortheil, denn er hat sich vom Marquis eine unbedeutende Wunde beibringen lassen; es bleibt bei der Heirath mit der Tochter des Banquiers. Umsonst sucht sie der Sohn, ein Wildfang, aber voll Empfindung und Ehrgefühl, zu hintertreiben; der Bräutigam hat entdeckt, daß sich auch in der Laufbahn des Vaters höchst zweideutige Dinge, finden und weiß die Entdeckung dem jungen Mann in die Hände zu spielen. In diesen, der ohne alle Schuld ist, fällt nun die vernichtende Schwere des sittlichen Conflictes mit der gemeinen Wirklichkeit, der Zwiespalt des ehrlichen Gewissens mit der entehrenden Lüge des Reichthums. Indessen nicht auf lange. Der Vater, im Grunde kein schlechter Mensch, erfährt die Sache, steht beschämt vor dem Sohne und willigt ein, sein ganzes Vermögen preiszugeben, um den Betrug wieder gut zu machen; der Sohn ist zufrieden und — ein Compliment für die Armee darf nicht fehlen — wird Soldat. Der Speculant, der triumphirend zur Verlobung kommt, wird nun entrüstet abgewiesen; der Mann tröstet sich, lächelt über die Großmuth des Vaters und nimmt sich vor, es ihm nicht nachzumachen und seinen Weg unbeirrt fortzusetzen. Der Marquis hat sich unterdessen mit seiner Frau versöhnt, und der Journalist-Ehrenmann, des lästigen Bandes endlich frei, heirathet die Tochter des Banquiers.

Eine nähere Kritik ist überflüssig. Es ist ein im Ganzen gut getroffenes Sittenbild, das ist aber auch Alles. Von einer eigentlichen Handlung, die sich in Wirkungen und Gegenwirkungen durchsetzt, ist ebensowenig die Rede als von individuellen Charakteren; es sind stehende Typen — darin kommt auch die neueste französische Komödie über das römische Lustspiel und das romanische Wesen überhaupt nicht hinaus, — und was einer Handlung ähnlich heißt, scheint ganz im Gegensatz zur alten Wahrheit des Aristoteles eher um der Sittendarstellung willen da zu sein, als diese in sich zu fassen. Nirgends ein Stoß und Gegenstoß der Individuen, nur der Speculant ist thätig, die Uebrigen leidend, sie gehen nur dann vor, wenn jener durch eigenes Ungeschick zurück muß. Nirgends ein komisches Spiel von List und Zufall, Berechnung

und neckischem Schicksal, denn das Geld ist zur unbedingten Macht über die Verhältnisse geworden, und hier gibt es nur eine betrügerische List und einen rohen Zufall, der nicht die Speculation, sondern die gutmüthige Welt trifft, die jene in sich verwickelt hat. Man sieht, das Bild der wirklichen Zustände ist nur allzutreu: halbwegs ehrliche Leute haben das Nachsehen, Stück und Zuschauer bleiben an der gemeinen Erde kleben, kein Gelächter reinigt diese verdorbene Luft, kein Wis befreit von der materiellen Schwere dieser Wirklichkeit. Die Pläne des Abenteurers zerschellen weder an der Festigkeit der sittlichen Welt noch an der Verkehrtheit des eigenen bösen Willens; sie scheitern lediglich an der Unklugheit, und diese ist in dem Mann der Börse so wenig begründet, daß er vielmehr eben dadurch als ein ziemlich erbärmliches Exemplar seiner Gattung erscheint.

Der Franzose findet denn auch diese Art von Lustspiel keineswegs lustig und sucht sich andererseits durch die bloße Posse zu entschädigen. Das Lachen soll man ihm wenigstens nicht nehmen. Aber wie sich einerseits das Bild der Wirklichkeit nicht mehr in den idealisirenden Aether des Komischen erheben kann, so sinkt andererseits die Posse in die Tiefe der Gemeinheit hinab, indem sie mit übertriebenem Realismus das Gemeine gemein behandelt. Auch hier gibt das wirkliche Leben den Stoff ab; aber der Wis besteht in derben Zoten und der allergrößten Handgreiflichkeit, die demi-monde ist hier die unterste Schichte der Gesellschaft, welche die elegante Erscheinung nur noch in der Kleidung, nicht mehr in der Umgangform bewahrt und der Conflict mit der anständigen Welt liegt darin, daß jene diese im buchstäblichen Sinne des Wortes mit frechen Händen anpackt, zu sich herabzerrt, zum Faustkampf herausfordert und nicht eher ruht, bis es zum wirklichen Raufen kommt, wo sie dann schließlich mit einem Rest natürlicher Gutmüthigkeit nachgibt. Man lacht wol über das tolle Treiben, aber es ist ein krampfhaftes Lachen, es wird gezerrt auch an den Lachmuskeln, bis diese dem Kitzel nicht länger widerstehen können. Dem Deutschen ist nach einer solchen Posse zu Muth wie nach einer in wilder Orgie zugebrachten Nacht. Und wenn uns in der wahren Posse das ausgelassene, bei aller Handgreiflichkeit phantastische Spiel und dies, daß der Schein des Wirklichen, der Sinn im lustigen Unsinn gewahrt ist, ergötzt: so ist hier in den bloßen Abdruck der Wirklichkeit der baare unmögliche Unsinn nüchtern verflochten.

Bei beiden Gattungen geht die Phantasie des Zuschauers leer aus. Auch diese will befriedigt sein, ein Stück Romantik spielt noch immer in den Köpfen, und bei der hellen dünnen Prosa der Gegenwart sehnt man sich nur umsomehr nach der blühenden, lustigen Welt der Märchen und den düstern mittelalterlichen Abenteuern, nach den grassen, grauenvollen Ausbrüchen einer leidenschaftlichen Zeit, die aber dennoch mit der ganzen Treue der Localfarbe

und des geschichtlichen Details dem Zuschauer lebendig werden soll. Diesem Bedürfniß abzuhelfen, ist die eigene, geistige Productionskraft des phantastischen Zeitalters zu schwach; es ist die Zeit der „Reprisen“. Die Oper *la statue* von Meyer — einem Nachfolger Webers, — hat wol den betäubenden Duft und die zauberische Pracht des Orients in Musik und Scenerie zum Ausdruck zu bringen gesucht, und das Spektakelstück, *l'éléphant du roi de Siam* meint den Reiz eines solchen Schauspiels durch die Verwerthung einer bisher ungekannten mimischen Kraft — eines Elefanten zu erhöhen. Aber man merkt die künstliche Anstrengung und der Erfolg ist ein mäßiger. Dagegen hat sich die Wirkung einiger aus dem Reiche der Todten wieder auferweckten Stücke der romantischen Schule um so mächtiger erwiesen. Insbesondere macht die *tour de Nesle* von Alex. Dumas (aus dem Jahre 1833) volles Haus. Die wüste, raffinierte, teuflische Leidenschaft der Königin Margaretha — Gemahlin Ludwigs des Zehnten — im Kampfe mit der Schlaueit des unverwundlichen Abenteurers Buridan, der das Schicksal spielt, in dem schließlich Alle zu Grunde gehen, die Spannung der dramatisch zugespitzten Verwicklungen, der ganze buntscheckige Apparat der Romantik, der den geschichtlichen Zusammenhang in eine Reihe natürlicher Wunder auflöst, das historische Gewand dagegen bis zum Bettvorhang gewissenhaft wiedergibt: das Alles übt wieder den alten Reiz aus. Auch für die ernstlichen Conflictte der Liebe, die in der anständigen Welt spielen und an der Grenze einer groben Unsitlichkeit und des Lasters auf haarscharfer Linie schwanken, ist das Interesse wieder wach geworden. Man hat *Angèle* — ebenfalls von A. Dumas aus dem Jahre 1834 — wieder hervorgeholt, ein Mährdrama, in welchem der Liebhaber, lediglich um *Carrière* zu machen, sich in drei Liebschaften zugleich verstrickt: von alten Banden noch festgehalten ein Mädchen aus guter Familie — so ziemlich auf der Bühne — verführt hat und die Mutter heirathen will. Hier nehmen die düstern Collisionen, in welche die blasierte herzlose Berechnung mit dem wilden Naturtrieb unheimlicher Leidenschaften geräth, die Seele des Zuschauers gefangen; es ist für die neueste Zeit eine Befriedigung, sich von furchtbaren, wenn auch krankhaften Aufregungen ebensowol sinnlich als gemüthlich durchschütteln zu lassen.

Erten die Schattenseiten aller dieser Gattungen des Dramas scharf genug hervor und ist bei keiner an eine wirklich dramatische Handlung, die aus der Tiefe des Charakters sich entwickelt, noch an einen Zusammenstoß zu denken, der, sei er tragisch oder komisch, den verborgenen Grund des Lebens aufdeckt: so verfehlt doch keines dieser Stücke seine Wirkung. Sie spannen, fesseln, treiben vorwärts, reißen Geist und Sinne mit sich fort. Wir kommen hier auf einen Punkt, in welchem die Bühne mit dem Leben in Einklang steht: beide haben eine in ihrer Art vollendete Form der Erscheinung.

die weit vorgeschrittene Schauspielkunst ist gemeint; sondern die gewandte, spannende Zuspizung der dramatischen Effecte, die hinhaltende Steigerung der Intrigue, die schlagenden Contraste, der den Franzosen natürliche Wechsel einer anmuthig fließenden Conversation mit den Ausbrüchen der Leidenschaft, die bewegte, die Sache treffende Beziehung der Personen, dazu endlich die abgerundete technische Anordnung, in der die Scenen wie lebendige Bilder sich flüssig aneinanderreihen und das Ganze in warmer, frischer Gegenwartigkeit sich abspielt. In allen diesen Dingen bewähren wir Deutsche ein fast kindliches Ungeschick, und sie sind es doch, welche die Wirkung des Dramas nicht allein vermitteln, sondern bedingen. Die Staël bemerkt ganz richtig, daß die Franzosen in der „Combination der Theateraffecte“ (das Wort ist in gutem Sinne gemeint) vor Allen Meister sind, während die Deutschen vornehmlich den mehr innerlichen Proceß der Verwicklungen des Seelenlebens darzustellen wissen.

Während so das abenteuerliche Drama durch seine ergreifende Anschaulichkeit und die Verschlingung des Unmöglichen mit dem Wirklichen den Zuschauer fesselt, gibt andererseits dem Lustspiel, welches das wirkliche Leben schildert, der Widerschein der allgemeinen Sitte, der feinen Umgangsformen und des anziehenden von Haus aus gebildeten Gesprächstons einen fast poetischen Schimmer. Das ist es, was das bleierne an der Erde klebende Schauspiel erträglich macht; dadurch erhebt es sich in die freiere leichtere Sphäre des lebenswürdigen gesellschaftlichen Verkehrs. Die Niederträchtigkeit kommt in ihrer häßlichen Brutalität nicht zum Vorschein, die Ausschweifung läuft nicht nackt auf der Bühne; es verhüllt sie gleichsam der Schleier eines dem ganzen Geschlechte angeborenen Anstandes und einer in ihrer Erscheinung immer zierlichen Gefittung. Mit der moralischen Rehrseite dieser Verdeckung haben wir es hier nicht zu thun. Dazu kommt die biegsame urbane Sprache, die in geistreiche Wendungen fast von selbst sich schmiegt, die Empfindung einfach und doch nicht gewöhnlich ausdrückt und selbst die verfänglichste Sache in eine bequeme Form fassen läßt. Dies ist der große Vortheil, den das Princip des Realismus in der dramatischen Dichtung errungen hat: da er die Wirklichkeit fast unverändert auf die Bühne brachte, bemühte er sich wenigstens, das gefällige Gewand beizubehalten und noch bestimmter hervortreten zu lassen und so die Wirkung des Lebensbildes zu erhöhen, ohne sie drückender zu machen.

Und hier berühren wir einen zweiten Punkt, in welchem das französische Drama in seiner Bühnenwirkung das deutsche völlig aus dem Felde schlägt: die Schauspielkunst. Diese ist in der französischen Kunstanschauung überhaupt begründet und für diese bezeichnend. Von der sichern und gebildeten Naturwahrheit des französischen Spiels, welche das Werk des Dichters zur vollständigen Geltung bringt, ergänzt, durch die Beachtung der kleinen

Züge des Lebens zum vollen Schein der Wirklichkeit ausprägt und die innere Bewegung sowol im stummen Geberdenpiel als im klangvollen Fluß, Schwung und Fall der Sprache ganz in die Erscheinung der Persönlichkeit überseht, ein Spiel, welches in das Ganze sich einlebt, aus diesem die einzelne Gestalt herauswachsen läßt und daher im Einklang des Zusammenwirkens ein Ensemble gibt: von einer solchen künstlerischen Realität hat die deutsche Bühne trotz einzelner hervorragender Talente kaum eine Ahnung. Das deutsche Spiel ist holprig, geht auf Stelzen, stolpert, hinkt oder überstürzt sich, wedelt und tänzelt, macht Fragen, rennt an die Couliissen, treibt statt Mimik Heilgymnastik; im leichten Lustspiel gar ist es wie der schüchterne junge Mensch, der zum ersten Mal in einen Salon tritt und linksch seinen Hut bearbeitet, bis er in der Angst seines Herzens grob und frech wird. Der Franzose ist ein geborner Schauspieler, und dazu kommt dem wirklichen Mimen die ausgebildete Sitte, die durchgängige Lebensform zu gute. Er weiß zu reden, was in ihm ist gehörig und treffend auszudrücken, versteht sich zu bewegen und den Körper zu beherrschen, und wie der Franzose in der Wirklichkeit fast immer seine Umgebung im Paterre, sich auf der Bühne sieht, so weiß umgekehrt der Schauspieler auf der Bühne sich ganz in die Wirklichkeit zu versetzen; wobei ihm dann wieder Ton und Form der Gesellschaft eine glückliche Grenze ziehen. Dabei ist er bei der Sache und pflanzt nicht breit und plump sein Spiel vor den Zuschauer hin. Und indem das Werk des Dichters in ihm lebendig wird, weiß er auch die wortkargen Empfindungen, die jener nur andeutet, in wirksamer Mimik auszudrücken. Natürlich bildet sich dieses Talent hie und da zur Virtuosität aus, die auf selbständige Geltung Anspruch macht und sich Rollen sucht, in denen sich in dem jähen Wechsel einer im Geleise des Alltäglichen verlaufenden Stimmung mit den wilden Sprüngen der Leidenschaft alle Kunst aufbieten läßt. Solche Talente haben das Gefährliche, daß sie Stücke in's Leben rufen, die ganz nach dem Schnitt ihrer Kunstfertigkeit gemodelt werden und ihre Wirkung lediglich in dieser Darstellung haben. Andererseits überschreiten sie in der Uebersfülle ihrer Kraft und dem Bewußtsein ihrer packenden Persönlichkeit leicht die Grenze des ästhetisch Erlaubten, um mit abschreckendem Realismus womöglich die Wahrheit der Natur zu überbieten. Diese doppelte Verirrung zeigt sich z. B. in dem für die Historiengeschriebenen Drama *Beatrix v. Legouvé*: eine Schauspielerin ersten Rangs geräth in die Collision ihrer Kunst mit der Liebe, da sie nur in der Keuschheit die Kraft ihres Talentés findet und dennoch einen Prinzen liebt; ein fortwährender Kampf, in dem sie, um ihre Leidenschaft zu verbergen, ihre Fertigkeit an ihrer eigenen Seele üben muß, bis sie in der Darstellung der Grabszene aus *Romeo und Julie* ihre ganze Leidenschaft ausläßt, wo denn auch die Histori den Schmerz in voller, abstoßender Natürlichkeit dar-

zustellen sucht. Daß überhaupt die technische Kunstfertigkeit der Franzosen sie zu allerlei Mißgriffen, auch in der bildenden Kunst, verleitet, werden wir später sehen. — Uebrigens entspricht der ausgebildeten Schauspielkunst die vollendete in Scene-Setzung überhaupt: die ganze Scenerie, die malerische, historisch-treue, daher stimmungsvolle Umgebung, die plastische Gruppierung ist durchweg vortrefflich. Es ist auf eine volle sinnliche Wirkung, mit welcher der dramatische Stoff wie ein Blitz in den Zuschauer einschlagen soll, abgesehen und dieselbe wird auch meistens erreicht.

Man sieht: in der Dichtkunst stellt sich das gegenwärtige Leben in seiner nüchternen Wirklichkeit dar, die, unfähig zu jedem idealen Aufschwung der Phantasie und Empfindung, ohne Theilnahme sowol für allgemein menschliche Verhältnisse, als den Läuterungsproceß des inneren Lebens, der sich genießenden Individualität nach allen Seiten die Zügel schießen läßt und sie nur noch am leichten Zaum der äußeren Sitte und Form hält. Hier zeigt sich der tödtliche Mangel des politischen Lebens: dem Volke ist mit der Bewegung seines inneren nationalen Wesens ein gutes Stück seiner Seele genommen, seine Kräfte fallen gleichsam auseinander, zersplittern sich, und es fehlt ihm in allen Dingen ein höheres Ziel, dem es sich zusammenfassend zustrebte. Dagegen wird die Ausbildung aller äußeren Lebensbedingungen in der Wirklichkeit, wie in der Kunst mit vollendeter Virtuosität betrieben; an die Stelle des reellen Gehaltes tritt der blendende Schein der natürlichen Wirklichkeit, ausgerüstet mit allen Mitteln einer gesteigerten Cultur und mit einem wirklich bedeutenden Talente für Erscheinung überhaupt packend heraußgekehrt. Die Idealität der Form wird ersetzt durch die liebenswürdige, geistreiche Form des Lebens, die sich trotz der Erdenschwere des Stoffs mit dem praktischen Zug der Zeit zu anmuthiger Einfachheit und Freiheit entwickelt hat. Andererseits sucht sich die entleerte Phantasie, von der umfassenden Bildung geleitet, mit dem Inhalt ferner Zeiten und Länder in flüchtigem traumhaftem Spiel zu erfüllen, während die unbefriedigte Empfindung in dem Wilde zügelloser, zermühlender Leidenschaft eine Entschädigung zu finden hofft.

Nicht so schlimm indessen wie mit der Poesie steht es mit der Malerei. Wie sich zeigen wird, hat diese die Kunstfertigkeit und die doppelte Richtung, einerseits auf die reizlose Wirklichkeit, andererseits auf das wunderbare Reich der Phantasie, wie die Zersplitterung mit jener gemein; aber sie hat dies vor ihr voraus, daß sie unter der Zerrissenheit des inneren Lebens und dem Verlust der Ideale nicht in demselben Maaße leidet und den aufgeschlossenen Reichtum der ganzen Welt in sich aufzunehmen vermag, ohne in die dunkle gährende Tiefe hinabzusteigen. Was von idealem Sinn noch übrig ist, flüchtet sich in das heitere Reich der Erscheinung. Die Malerei ist überhaupt von den Künsten das Schoßkind des Jahrhunderts, und in ihr erhebt sich das Talent

des Franzosen für die Bildung der sichtbaren Seite des Lebens, für Gestalt, Form und Farbe mit berechtigter Ueberlegenheit aus der Welt des falschen in die Welt des reinen Scheins.

Ein deutsches Schmähdgedicht auf die englische Republik.

Es kann wol im Allgemeinen als unbestritten angenommen werden, daß die Politik der Poesie nicht hold sei und daß schon vielleicht deshalb ein „politisches Lied“ auch oft ein „garstig Lied“ sein wird. Ganz besonders gilt das natürlich von den Producten solcher Zeiten, in denen die Dichtkunst überhaupt auf einer niedrigen Stufe steht. Aber auf der andern Seite haben die politischen Gedichte vor den übrigen literarischen Leistungen einer solchen Epoche einen außerordentlichen Vorzug. Was ihnen an poetischem Werthe abgeht, ersetzen sie häufig durch historischen Gehalt. Sie dienen vorzüglich dazu, die Anschauungen und Stimmungen, zunächst zwar nur ihrer Verfasser, doch, da diese meistens auch nur einer von vielen Andern ihres Volkes getheilten Gesinnung Ausdruck verleihen, auch dieser Andern kennen zu lernen.

Es gilt das eben Gesagte ganz besonders von der deutschen Dichtung des siebenzehnten Jahrhunderts. Wer möchte wol heut noch gern durch diese endlos dürren Steppen wandern, die nur dann und wann einmal auf kurzer Strecke durch eine grüne Oase unterbrochen werden? Wir verargen es Niemandem, der hier flüchtigen Schrittes weiterreist und sich lieber den blühenden Gefilden zuwendet, auf denen ein volles Jahrhundert später die classischen Werke unsrer größten Dichter hervorgesproßt sind. Aber der Geschichtsfreund, dem nicht allein an ästhetischer Befriedigung gelegen sein kann, verweilt mitunter auch in solch unerquicklichen Gegenden mit lebhaftem Interesse. Wie jenem Abdallah in dem morgenländischen Märchen, nachdem er sein Auge mit der wunderbaren Salbe bestrichen, die köstlichsten, zuvor verborgenen Schätze sichtbar wurden, so eröffnet sich dem, der mit historischem Sinne die politischen Dichtungen des siebenzehnten Jahrhunderts liest, da, wo er vorher nur vergebens poetischen Genuß gesucht, ein reicher Einblick in die Gedanken und Gefühle, mit welchen längst hingeschwundene Geschlechter dereinst an den großen Ereignissen ihrer Epoche Theil genommen haben.